P. Klaus Schatz

Dominikus Willi als Bischof von Limburg
1898 – 1913

Die Bischofswahl nach dem Tode des Limburger Bischofs Karl Klein (1887 – 98) stand im Zeichen der Unterscheidung zwischen „staatstreuen" und „ultramontanen" Geistlichen, welche die preußischen Behörden machten. Historischer Ort dieser Unterscheidung sind die Jahre nach dem preußischen Kulturkampf. Es war in den „Friedensgesetzen" von 1887 ein Kompromiß erreicht worden, der den Kampfzustand beendete, jene Gesetze zurücknahm, die vor allem die innere Freiheit und Selbstbestimmung der Kirche in schwerwiegender Weise verletzt hatten, aber doch kei-

Bischof Dominikus Willi mit seinem Nachfolger, Abt Konrad Kolb

neswegs allen kirchlichen Forderungen genügte. Die so bezeichneten „staatstreuen" Geistlichen dürfen keineswegs als „staatshörig" angesehen werden; aber sie akzeptierten den Kompromiß als vorläufige Basis, suchten ein gutes Verhältnis zu den staatlichen Behörden und bemühten sich vor allem, den Vorwurf der „nationalen Unzuverlässigkeit" der Katholiken und speziell der katholischen Geistlichen durch betonte Bekundungen nationaler Loyalität zu entkräften; dem parlamentarischen Kampf und speziell der Zentrumspartei standen sie z.T. eher reserviert gegenüber. Wer umgekehrt als „ultramontan" galt, richtete seine ganze Kraft auf die Beseitigung der noch bestehenden Einschränkungen kirchlicher Freiheit, und dies vor allem durch politische und publizistische Aktion.

Die preußische Regierung hatte nun die Möglichkeiten des Domkapitels von vornherein sehr stark eingeschränkt. Sie hatte aus der ihr eingereichten Liste des Domkapitels alle „ultramontanen" und als staatskritisch geltenden Kandidaten als „personae minus gratae" gestrichen. An profilierten Persönlichkeiten blieben so nur der Domkapitular Georg Hilpisch, der eigentliche Favorit der Regierung, und Dominikus Willi. Das Domkapitel hatte den Abt von Marienstatt ebenfalls auf seine Liste gesetzt; der Limburger Landrat, auf dessen Urteil sich die preußische Regierung stützte, beurteilte ihn als einerseits kooperativ gegenüber der Regierung und in politischen Stellungnahmen zurückhaltend, andererseits in katholischen Kreisen hochangesehen, feingebildet und liebenswürdig. Geringfügige Bedenken, die daher rührten, daß bei ihm als gebürtigem Schweizer – wenngleich er die preußische Staatsangehörigkeit angenommen hatte – vielleicht deutsches patriotisches Fühlen „noch nicht so tief eingewurzelt" sei, wurden schnell zerstreut. Die Erhebung eines Ordensmannes auf den Limburger Bischofsstuhl (wozu es Präzedenzfälle im Deutschland des 19. Jahrhunderts nur in Bayern gab) stellte interessanterweise für die staatlichen Stellen kein Problem dar.

So hatte das Domkapitel de facto nur die Wahl zwischen Willi und Hilpisch. Die Entscheidung fiel am 15. Juni für Willi. Als Grund ist einmal zu vermuten, daß Hilpisch, von dem der Limburger Landrat geschrieben hatte, er sei stets bestrebt, „bis zu den Grenzen, die kein katholischer Geistlicher überschreiten kann", den Staatsbehörden entgegenzukommen, und der im Unterschied zu anderen Domkapitularen regelmäßig und aktiv an den Feiern zu Kaisers Geburtstag teilnahm, doch zu sehr eindeutig in regierungsfreundlichem Sinne engagiert war. Der liebenswürdige und menschlich von allen geschätzte Abt von Marienstatt stellte außerdem die geeignetere Integrationsfigur dar, nicht zuletzt auch wohl eine willkommene Kontrastfigur zu dem sehr administrativ-bürokratischen Vorgänger Klein. Nach der Wahl

durch das Domkapitel am 15. Juni erfolgte die päpstliche Bestätigung am 22. Juli. Die Bischofsweihe spendete der Mainzer Bischof Haffner am 8. September in Limburg. Zu seinem Generalvikar ernannte der neue Bischof Hilpisch.

Menschlich sehr beliebt, gemütvoll und friedliebend (genannt das „Herz der Oberrheinischen Kirchenprovinz"), mehr pastoral als administrativ veranlagt, trug er durch seine liebenswürdige und persönlich gewinnende Art nicht wenig dazu bei, Gegensätze zu überwinden und Härten zu mildern. Persönlich führte er die einfache Lebensweise des Zisterziensers fort, trug auch weiterhin als Bischof den Ordenshabit. Er unterhielt ein problemloses Verhältnis zu den Staatsbehörden. Dazu trug nicht nur die im allgemeinen ruhige kirchenpolitische Gesamtlage bei, sondern auch der Umstand, daß das Bistum Limburg von den großen innerkirchlichen Konflikten des frühen 20. Jahrhunderts, insbesondere den Auseinandersetzungen um Modernismus und Reformkatholizismus sowie dem Gewerkschaftsstreit, ganz oder nahezu verschont blieb. Der Gewerkschaftsstreit fand im Rhein-Main-Raum nur wenig Widerhall. Bischof Willi, welcher anfangs (1904) aus konservativ-partriarchalischer Einstellung der Berliner Richtung nahestand (die interkonfessionalle Gewerkschaft ablehnte und nur katholische Arbeitervereine unter klerikaler Leitung wollte), ließ dennoch die Gewerkschaften gewähren und machte auch im Laufe der folgenden Jahre einen Wandel durch.

Für die noch zum größten Teil agrarisch geprägte Diözese, innerhalb derer freilich die wachsenden Großstädte Frankfurt und Wiesbaden, insbesondere der Frankfurter Katholizismus, steigende Bedeutung errangen, waren es Jahre des Ausbaus und Weiterbaus, vor allem der Gründung neuer Seelsorgsstellen und Kirchen, nicht Jahre der Krise oder der Weichenstellungen. Grundlegende Entscheidungen, welche die Orientierung der Diözese betrafen, standen in dieser Zeit nicht an.

Zunächst einmal mußten neue Seelsorgsstellen gegründet werden, die dem Wachstum und der Umschichtung der Bevölkerung entsprachen. Der Kulturkampf hatte für 15 Jahre alle Möglichkeiten in dieser Richtung zunichte gemacht. Unter Bischof Klein (1887 – 1898) waren zuerst in großem Maßstab Neugründungen erfolgt. Dies setzte sich unter Willi fort: Es entstanden im Zeitraum von 1898 bis 1912 5 Pfarreien und 21 andere Seelsorgsstellen. Im Vordergrund stand dabei zunächst die Diaspora, wo schon vor dem Kulturkampf durch die organisatorische und finanzielle Hilfe des Bonifatiusvereins und die Initiative vor allem des Frankfurter Stadtpfarrers Münzenberger in den zentralen Orten katholischer Gottesdienst und katholisches Gemeindeleben wiedererstanden waren. Unter Bischof Willi

standen die beiden wachsenden Großstädte Frankfurt und Wiesbaden und ihr unmittelbares Einzugsgebiet stärker im Zentrum. Insbesondere Frankfurt, wo durch Zuzug und Eingemeindung katholischer Ortschaften der Katholikenanteil auf ein Drittel gestiegen war, stellte, nachdem es bei Gründung der Limburger Diözese nur 4 % der katholischen Bevölkerung des Bistums ausgemacht hatte, zu Beginn der Regierung Willis 20 % und an ihrem Ende 24 % der Gesamtkatholikenzahl. Gerade hier herrschte aber eine große seelsorgliche Not. Dem Wachstum der Zahl der Katholiken entsprach eine nur sehr ungenügende Vermehrung der Seelsorgsstellen im Zentrum der Stadt, da die Stadt keine Verpflichtung anerkannte, mehr als 10 Priester zu dotieren; faktisch waren es 1897 18 für 72 000 Katholiken. Immerhin gründete Willi seit 1900 innerhalb der (nach wie vor für die ganze Frankfurter Innenstadt zuständigen) Dompfarrei neue Seelsorgsbezirke, wenn auch noch nicht kanonische Pfarreien: 1902 St. Gallus, 1907 St. Bernardus. 1900 entstand mit St. Antonius die erste neugebaute katholische Kirche in Frankfurt seit dem Mittelalter.

Wichtig ist weiter die Neugründung von Ordensniederlassungen, nachdem der Kulturkampf zur Unterdrückung alles nicht rein caritativ-krankenpflegerisch tätigen Ordenslebens geführt hatte. Abgesehen von dem reichsgesetzlich fortbestehenden Verbot der Jesuiten und „verwandter" Orden bedurfte es in Preußen für Gründung von Ordenshäusern der staatlichen Genehmigung, die freilich im Laufe der Jahrzehnte relativ großzügiger erteilt wurde. Zu Beginn des Pontifikates von Willi existierten an Niederlassungen von Priesterorden innerhalb der Diözese außer der Zisterzienser-Abtei Marienstatt zwei Häuser der Franziskaner (bei den Wallfahrtsstätten Marienthal im Rheingau und Bornhofen) und das Mutterhaus der deutschen Pallottiner in Limburg. Gewisse Schwierigkeiten bereitete die staatliche Erlaubnis für eine Kapuziner-Niederlassung in Frankfurt, die der dortigen seelsorglichen Not aushelfen sollte. Die Kapuziner standen bei den preußischen Behörden mehr als die Franziskaner im Rufe der „Proselytenmacherei", der kämpferischen Missionierung Andersgläubiger und der konfessionellen Unduldsamkeit. Unter Klein war es daher nicht gelungen, die Genehmigung für ihre Niederlassung in Frankfurt zu bekommen. Der Umschwung in Berlin kam während der Sedisvakanz infolge des „regierungsfreundlichen" Verhaltens der Zentrumspartei, die – nach langen Bedenken und inneren Konflikten – der Flottenvorlage der Reichsregierung zugestimmt hatte. Auch jetzt noch mußten große Widerstände überwunden werden; und mit sehr restriktiven Auflagen erhielt der Bischof Ende 1899 die Genehmigung. Die Kapuziner erhielten 1900 die neu

gebaute Antoniuskirche in dem volkreichen und seelsorglich bisher nur unzureichend betreuten Frankfurter Westend. Ähnliche Auflagen erhielt die 1906 gegründete Niederlassung der Franziskaner in Kelkheim: In beiden Fällen mußten die Ordensmitglieder deutscher Reichszugehörigkeit sein, durften die Zahl von je 6 bzw. 4 Patres und Brüder nicht überschreiten, vor allem jedoch nur „Aushilfe in der Seelsorge" der vorhandenen Katholiken treiben, also sich nicht der „Proselytenmacherei" unter Andersgläubigen widmen. Seit 1906, nachdem 1904 das Jesuitengesetz gelockert (wenn auch noch nicht aufgehoben) worden war, bestand faktisch auch eine Jesuitenniederlassung in Frankfurt, die von den staatlichen Behörden stillschweigend toleriert wurde.

Wichtig als geistliches Zentrum für die Diözese wurde die 1904 neugegründete Abtei St. Hildegard der Benediktinerinnen in Eibingen. Der Plan dazu war bereits von den Bischöfen Blum und Klein intensiv verfolgt worden; durch Stiftung des Fürsten von Löwenstein wurde er materiell ermöglicht. Im selben Jahre entstand das (bis 1919 bestehende) Kloster der Benediktinerinnen von der ewigen Anbetung in Niederlahnstein. Im übrigen erfuhren die außer den Dernbacher Schwestern vor allem in der Diözese arbeitenden Schwesterngemeinschaften der Franziskanerinnen von Franziska Schervier, der Ursulinen und Englischen Fräulein weiteren Ausbau ihrer Häuser und Werke. Die Gesamtzahl der Ordensschwestern innerhalb des Bistums stieg innerhalb der Regierungszeit Willis von etwa 700 auf über 1400, also in 15 Jahren auf mehr als das Doppelte.

Nicht von Erfolg gekrönt blieb freilich ein anderes Projekt, das schon Bischof Klein verfolgt hatte und Willi weiter im Auge behielt. Es war der Plan, durch Ausbau des Limburger Priesterseminars zu einer vollständigen philosophisch-theologischen Anstalt innerhalb der Diözese eine theologische Fakultät zu besitzen und den Klerus im eigenen Bistum auszubilden. Dies sollte in Limburg selbst geschehen: Auf Frankfurt kam ja erst 1917 Generalvikar Höhler sowohl durch die Verbindung mit dem Jesuitenorden wie infolge des Plans, diese Fakultät der neuen Frankfurter Universität anzugliedern. Kirchenpolitisch bestanden zur Gründung einer theologischen Vollanstalt keine Schwierigkeiten mehr, da eines der „Friedensgesetze" von 1887 die Bischöfe von Limburg und Osnabrück ermächtigte, in ihren Diözesen volle theologische Ausbildungsstätten zu errichten. Die Probleme jedoch waren finanzieller Natur: Die Hoffnung auf staatliche Zuschüsse erfüllte sich nicht; obwohl Klein in seinen letzten Jahren das Grundstück gekauft und einen Seminarbaufonds errichtet hatte, blieb das Projekt auch unter Willi in der Schublade liegen.

Bischof Dominikus starb am 6. Januar 1913 nach mehrmonatiger Krankheit. Im wesentlichen hatte er die Ziele und Projekte weiterverfolgt, die schon Blum und Klein angestrebt hatten. Ihre volle Verwirklichung, etwa in der Angelegenheit der theologischen Lehranstalt, der Ermöglichung neuer Seelsorgsstellen in Frankfurt und der Gründung neuer Ordensniederlassungen, gelang noch nicht, nicht zuletzt aus finanziellen Gründen, und blieb der Zeit Kilians überlassen. Es war aber doch in zähem Bemühen einiges erreicht; die nach wie vor bestehenden Fesseln des kirchlichen Lebens waren doch, auch durch das gute Verhältnis des Bischofs zu den Staatsbehörden, wesentlich gelockert.

Literatur: M. Höhler, Geschichte des Bistums Limburg mit besonderer Rücksichtnahme auf das Leben und Wirken des dritten Bischofs Peter Josef Blum (Limburg 1908) – Ders., Das Bistum Limburg. Entstehung und geschichtliche Entwicklung bis zur Gegenwart (Limburg 1915) – F. Ebert, Dominikus aus dem Zisterzienserorden, Bischof von Limburg: Jahrbuch des Bistums Limburg 1963, 76 – 80 – K. Schatz, Geschichte des Bistums Limburg (Mainz 1983)

Beerdigung von Bischof Dominikus
2. v. rechts Abt Konrad mit P. Guido Geier und P. Carl Münz